



Deutsches Studentenwerk

„Biete Vielfalt – suche Normalität!“

**Tagung des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft
und der CHE Consult GmbH,
gefördert von der Bertelsmann Stiftung**

Berlin, 2. und 3. Juli 2012

Studentische Vielfalt wahrnehmen – ein Gebot der Stunde!

**Eröffnungsvortrag
von
Prof. Dr. Dieter Timmermann,
Präsident des Deutschen Studentenwerks**

2.7.2012, 10:30 – 11:15 Uhr

- Es gilt das gesprochene Wort! -

Sehr geehrter Herr Dr. Dräger,
sehr geehrter Herr Dr. Berthold,
lieb Frau Jorzik,
sehr verehrte Mit-Vortragende, Moderierende und Diskutierende,
geschätzte Kolleginnen und Kollegen aus Hochschulen und Studentenwerken,
liebe Studierende,
meine Damen und Herren!

Es ist mir eine Ehre, diese Tagung miteröffnen zu dürfen.
Ich danke CHE Consult, dem Stifterverband und der Bertelsmann-Stiftung für
die Einladung, die ich sehr gerne angenommen habe.

Gute drei Wochen ist es her, dass Wissenschaftsrat und Deutsche Forschungsgemeinschaft bekanntgaben, wie die zur Abgabe von Hauptanträgen aufgeforderten Universitäten in der zweiten Runde der Exzellenzinitiative abgeschnitten haben. Wir haben nun 11 Elite- bzw. Exzellenz-Universitäten, wir haben Gewinner und Verlierer, obwohl es mir merkwürdig erscheint, hier von Verlieren zu sprechen, denn man kann und muss davon ausgehen, dass alle Anträge große Qualität trugen und nur die begrenzten Mittel zur Auswahl zwangen. Aber genau wie bei der Fußball-EM liegen Freude und Frustration eng bei einander.

Mich hat gefreut, dass gerade die Medien auch die studentische Perspektive auf die Exzellenzinitiative dargestellt und diese Perspektive immer wieder angemahnt haben.

Gewiss, die Themen Exzellenz und Elite und die Diskussion über die Ausdifferenzierung des deutschen Hochschulsystems werden das deutsche Hochschulsystem die kommenden Jahre prägen und begleiten. Ebenso die Frage, ob die Studienplatzkapazitäten, die über die Hochschulpakete geschaffen werden, dem Andrang einer Rekordzahl von Studierenden gerecht werden und wie es nach 2020 oder 2025 weiter gehen wird.

Das Thema, um das es heute geht, Vielfalt oder, wie es unvermeidlich auch heißt, „Diversity“, wird uns ganz sicher ebenfalls stark und lange herausfordern und beschäftigen.

Ich wünsche mir, es erhielte seitens der Politik und seitens der Hochschulen nur annähernd jene Priorität und Wertigkeit, die die Exzellenz genießt.

Insofern stellen CHE und Stifterverband einmal mehr ihren hochschul- und bildungspolitischen Instinkt unter Beweis, indem sie Vielfalt auf ihre Agenda setzen – das möchte ich ausdrücklich anerkennen und würdigen.

Das Deutsche Studentenwerk versteht sich als Anwalt der Studierenden und engagiert sich für die sozialen Belange der Studierenden, und es engagiert sich als deren Dachverband für die 58 Studentenwerke in Deutschland, die wiederum Dienstleistungen für die Mitglieder der Hochschulen, insbesondere für die Studierenden erbringen. Das ist meine Perspektive auf Vielfalt oder eben Diversity.

„Studentische Vielfalt wahrnehmen – ein Gebot der Stunde!“, mit Ausrufezeichen – das ist das Thema, zu dem ich mich als Präsident des Deutschen Studentenwerks äußern soll.

Ich will die Pointe nicht vorwegnehmen, aber mit zwei Ergänzungen lässt sich gut umreißen, was ich Ihnen nahebringen will, meine Damen und Herren.

Wenn ich den Titel meines Vortrags erweitern dürfte, würde er lauten:

„Studentische Vielfalt wahrnehmen und ernstnehmen – ein Gebot der Stunde und erst recht in Zukunft!“, ebenfalls Ausrufezeichen.

Meine Damen und Herren, es ist vielleicht trivial, dies hier noch einmal auszuführen.

Aber ich will ganz kurz die Entwicklung skizzieren.

Wir müssen uns verabschieden von der Vorstellung eines oder einer „Normalstudierenden“, der oder die voll finanziert, sorgenlos, hoch mobil, sich ausschließlich der Wissenschaft widmend, studiert. Das war und ist schon immer ein Zerrbild gewesen, und ich sage: Gut, dass wir es ablegen, es ist an der Zeit, das zu tun.

Ein Blick in die Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks hätte genügt, um zu wissen, dass allein schon die soziale und wirtschaftliche Realität der Studierenden in Deutschland dieses Bild Lügen straft.

Dazu ein Beispiel: Zwei Drittel der Studierenden jobben nebenbei. Ein Drittel sagt, ohne den Nebenjob könnte es sein Studium nicht finanzieren.

Wir wissen es eigentlich schon länger: Die Studierendenschaft in Deutschland wird in den kommenden Jahren noch heterogener werden als sie es bereits ist.

Hochschulen und Studentenwerke werden im Zuge dieses Prozesses der sozialen und kulturellen Ausdifferenzierung mit unterschiedlichen Gruppen von Studierenden umgehen müssen, sie tun es heute schon vielfach.

Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen, nenne ich einige Gruppen von Studierenden, genau gesagt sieben Gruppen über die lange Zeit beherrschenden Unterscheidungsmerkmale wie Geschlecht, Rasse, soziale Herkunft und Religionszugehörigkeit hinaus:

- beruflich Qualifizierte, also Studierende ohne eine „klassische“ Hochschulzugangsberechtigung. Ihnen steht der Weg an die Hochschulen formal seit dem KMK-Beschluss 2009 offen. Ich wüsste gerne, welchen Anteil sie an der Studierendenschaft zur Zeit haben. Eine Folge dieser Öffnung, aber auch von G8 ist die größere Streuung der Altersstruktur und der Dienstleistungserwartungen seitens der heterogener werdenden Studierenden.
- so genannte „Weiterbildungsstudierende“, also Menschen, die parallel zu ihrer Berufstätigkeit einen – möglicherweise weiteren – Hochschulabschluss anstreben, zumindest aber eine Auffrischung und Aktualisierung ihres wissenschaftlichen Wissens. Auch hier sind die Hochschulen und Studentenwerke mit breit gestreuten Dienstleistungserwartungen konfrontiert.
- Studierende mit Migrationshintergrund. Ihr Anteil ist mit 11% der Studierenden noch immer relativ gering, aber er wächst und wird weiter wachsen.

- „First Generation Students“, also junge Menschen, die als erste ihrer Familie studieren. Meistens stammen sie aus den so genannten „bildungsfernen“ Schichten.
- ausländische Studierende; zurzeit sind es 245.000. Im Zuge der Internationalisierung der Hochschulen wird ihr Anteil tendenziell weiter zunehmen, und sie kommen aus ganz unterschiedlichen Kulturen sowie Bildungs- und Sozialsystemen.
- Studierende mit Kind. Gemäß unserer aktuellen (19.) Sozialerhebung haben wir 5% studentische Eltern.
- Studierende mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Diese Gruppe umfasst 8% der Studierenden, und wir haben als Deutsches Studentenwerk erst vor kurzem die Ergebnisse einer groß angelegten Befragung der Studierenden mit Behinderung und chronischer Krankheit vorgelegt
- Eine weitere Gruppe von Hochschulmitgliedern über diese sieben Gruppen hinaus möchte ich nennen: Doktoranden und Doktorandinnen sowie Wissenschaftler/innen aus dem Ausland, d. h. aus vielen Ländern mit unterschiedlichen sozialen, kulturellen, religiösen und Bildungshintergründen.

Zu jeder dieser Gruppe, die für mich die Diversität ausmachen, ließe sich sehr viel sagen.

Für mich steht fest: Die Diversität oder Heterogenität der Studierenden bzw. Hochschulmitglieder kennt nicht eine alleinige Dimension je Gruppe, wie diese analytische Trennung in Gruppen nahelegt; Diversität ist mehrdimensional. Wir haben es mit multiplen Lagen zu tun.

Mein Eindruck ist: Selbst wenn wir die Zahl der Gruppen von Studierenden, die ich eben genannt habe, erweitern oder auch eingrenzen – das deutsche Hochschulsystem muss sich auf diese Diversität erst noch einstellen.

Und, so viel Rede pro domo müssen Sie mir gestatten, die Studentenwerke haben im Umgang mit diversen Studierenden-Gruppen bereits Erfahrung und Kompetenz, die allerdings ausbaufähig und ausbaubedürftig sind – ich komme darauf zurück.

Wenn ich sage, diese studentische Vielfalt müsse man nicht nur wahrnehmen, sondern auch ernstnehmen, meine ich, dass aus der Wahrnehmung auch Handlungen abgeleitet werden müssen.

Dazu möchte ich Ihnen vier Thesen vorstellen.

1. Diversity ist schon heute eine staatlich auferlegte Verpflichtung

Das im Grundgesetz verankerte Sozialstaatsgebot normiert Teilhabe, auch in der Bildung, auch in der Hochschulbildung. Insoweit muss man sagen, ihm ist Heterogenität oder Diversity immanent.

Die Realität ist, dass die soziale Zusammensetzung der Studierenden heute immer noch von viel Homogenität gekennzeichnet ist. Das machen unsere regelmäßigen Sozialerhebungen hinreichend deutlich, eigentlich müssten es heute jeder und jede wissen, so oft haben es die Medien mittlerweile thematisiert.

Um es auch hier noch einmal zu sagen: In keinem anderen Industrieland ist der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungsweg so eng wie in Deutschland. Das deutsche Hochschulsystem hält einen unrühmlichen Rekord: Es ist sozial selektiv wie kaum ein anderes in der Welt.

Der in der Sozialerhebung abgebildete „Bildungstrichter“ zeigt: Wir haben eine soziale Polarisierung von Bildungschancen. Von 100 Akademiker-Kindern studieren 71, von 100 Kindern aus Nicht-Akademikerfamilien studieren aber nur 21. Ob in Deutschland ein Kind studiert, ist nicht allein eine Frage der individuellen Begabung. Es ist zuvorderst eine Frage der

sozialen Herkunft und des Bildungsstatus der Eltern. Ganz entscheidend ist der Hochschulabschluss der Eltern. Bei einem Kind aus einer Beamtenfamilie mit akademischem Hintergrund ist die Chance, dass es studiert, fünfeinhalb Mal so groß, wie bei einem Arbeiterkind. Diese Aussage gilt unabhängig davon, wie viele Arbeiterkinder inzwischen ein Studium aufnehmen (es sind viele).

Auch die Studienstrukturreform mit der Umstellung auf die gestuften Bachelor- und Master-Abschlüsse hat bisher, entgegen den Erwartungen, nicht mehr junge Menschen aus hochschulfernen Familien für ein Studium mobilisiert.

Vor diesem Hintergrund wird klar, warum ich geradezu im Sozialstaatsgebot die Verpflichtung zur Diversität sehe, also eine bindende Verpflichtung der Hochschulen, die Selbstreproduktion der Akademiker um Programme und Angebote für all jene gesellschaftlichen Gruppen zu ergänzen, die bisher unterrepräsentiert sind.

Kurz gesagt gilt immer noch: Soziale Selektivität erzeugt soziale Homogenität, dies läuft dem staatlichen Gebot der Teilhabe zuwider. Diversität ist nichts, was man machen kann. Diversität muss man machen.

Sie ist im staatlichen Bildungsauftrag der Hochschulen begründet, im sozialen Auftrag der Studentenwerke – und sie gehört unabdingbar zur gesellschaftlichen Verantwortung von Hochschulen und Studentenwerken. Damit komme ich zur zweiten These.

2. Diversität bringt Hochschulen und Gesellschaft einander noch näher

Ich sehe die große Chance, dass Hochschulen und Gesellschaft über Diversität noch stärker ineinander greifen.

Ich will nicht das abgenutzte Bild des „Elfenbeinturms“ bemühen, aber: Gerade ein verengter Blick auf die Hochschulen als alleinige Stätten von Forschung und Lehre unterschlägt, dass die Hochschulen wichtige Sozialisationsinstanzen sind, die nicht nur exzellente Wissenschaftler/innen, Lehrer/innen, Ingenieure, Ökonomen usw. sondern zugleich kritische, mündige, urteilsfähige, engagierte, ja: vorbildliche Bürgerinnen und Bürger hervorbringen sollen und müssen, anknüpfend an das, was die Schulen (und Elternhäuser) bereits geleistet haben.

Indem die Hochschulen das Thema Diversität wahrnehmen und ernstnehmen, kommen sie in der Mitte der Gesellschaft an, und sie kommen in gewisser Weise auch an den Rändern der Gesellschaft an. Über Diversität kann die gesellschaftliche Pluralität – von Lebensentwürfen, Lebensformen und Identitäten – nutzbar gemacht werden.

Andersherum formuliert: Wir müssen Diversität als Chance begreifen, als Chance für die Hochschulen, als Bereicherung der Hochschulen.

Ich will nicht pathetisch oder sozialromantisch klingen, aber ich bin überzeugt: Mehr Diversität tut Deutschlands Hochschulen als Institutionen gut, sie kann Kreativität und Innovation freisetzen – eben wenn wir Diversität ernstnehmen.

3. Wir brauchen eine Kultur der Ermöglichung

Mein Eindruck ist, dass die Diversity-Debatte in der Hochschul-Community viel zu sehr als Defizit-Debatte geführt wird. Man erkennt das an der Frage: Wie viel „Ausgleich“ ist nötig?

Warum fragen wir uns nicht: Wie können wir die Diversität der verschiedenen Studierenden-Gruppen als Ressource nutzen und

gewinnbringend für die Institution Hochschule und die Studierenden selbst einsetzen?

Warum fragen wir uns nicht: Wie können diese diversen Individuen, die auf Hochschulen und Studentenwerke in den nächsten Jahren zukommen, ihre Stärken einbringen – was können wir als Institutionen von diesen Individuen mit ihren individuellen Erfahrungen und Kompetenzen lernen?

Studentische Vielfalt wahrnehmen, studentische Vielfalt ernstnehmen: Das setzt eine Kultur der Ermöglichung voraus, wie es Jan-Hendrik Olbertz nennt, der Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin.

Diese Kultur der Ermöglichung, dieses „empowerment“ geht über ein Diversity-Management hinaus.

Sie betrifft die Hochschulen, die Studentenwerke als Ganze und stellt die unterschiedlichen studentischen Gruppen ins Zentrum von Lehre, Verwaltung, Service- und Beratung, gemeinsam mit den Studentenwerken. Sie macht die Betroffenen in ihren unterschiedlichen Lebenslagen zu Akteuren, lässt sie ihre Kompetenzen gewinnbringend für andere, für das Gesamtsystem einbringen, und sie setzt um, was die so genannte Bologna-Reform fordert, nämlich Studierendenorientierung.

Diese Kultur der Ermöglichung ist eine Querschnittsaufgabe und versteht Diversität bzw. Heterogenität, eben Vielfalt, als Ressource, als Potenzial, kurz: als etwas Positives, das es zum beiderseitigen Nutzen von Institution und Individuum auszuschöpfen gilt.

Die vierte These geht pro domo.

4. Die Studentenwerke können und kennen „Diversity“

„Diversity“ ist, auch wenn der Begriff erst seit kurzem Konjunktur hat, für die Studentenwerke nichts gänzlich Neues.

Denken Sie an die Gruppe der Studierenden mit Kind, denken Sie an behinderte oder chronisch kranke Studierende, denken Sie an ausländische Studierende – für sie halten die Studentenwerke seit vielen Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, Service- und Beratungsangebote bereit.

Ein Beispiel: Mit ihren mehr als 7.300 Kita-Plätzen und vielen weiteren Leistungen machen die Studentenwerke Deutschlands Hochschulen familienfreundlich, sie tragen zumindest entscheidend dazu bei.

Das vom Studentenwerk Dresden und von der TU Dresden unterstützte Campusbüro „Studierend mit Kind“ geht auf eine studentische Initiative zurück. Sie hat sich institutionalisiert, professionalisiert und gilt inzwischen als Vorzeigemodell für familien- und kinderfreundliche Studienbedingungen.

Warum sollte so eine Initiative nicht auch übertragbar sein für weitere, vielleicht neue Gruppen von Studierenden?

Denken Sie an die ausländischen Studierenden. Gut ein Viertel von ihnen lebt in einem Studentenwerks-Wohnheim. 48 Studentenwerke fördern die soziale Integration dieser ausländischen Studierenden mit insgesamt 680 studentischen Wohnheimtutorinnen und -tutoren, ausländischen und deutschen. Hier wird Diversität oder genauer: Alterität fruchtbar gemacht, eine Kultur bereichert die andere.

Muss ich hinzufügen, dass wir, die Studentenwerke, für diese wertvolle und für die Internationalisierung des deutschen Hochschulsystems zentrale Integrationsleistung keinen Cent zusätzlicher staatlicher Unterstützung erhalten?

Mein Argument ist: Weil die Studentenwerke über einen reichen Erfahrungsschatz im Umgang mit genau jenen Studierenden-Gruppen verfügen, die man heute zu „Diversity“ zählt, und weil die

Studentenwerke hier wertvolle Kompetenzen entwickelt haben, sehe ich sie als starke, originäre Partner der Hochschulen – und als Treiber von „Diversity“.

Ja, das sage ich pro domo, das sage ich aber aus Überzeugung.

Und natürlich war der Hinweis auf die fehlende Finanzierung nötig. Wir müssen leider feststellen, dass die Länder sich aus ihrer sozialen Verantwortung gegenüber den Studierenden seit den 1990er Jahren kontinuierlich zurückziehen und die finanzielle Unterstützung der Studentenwerke zurückfahren. Sie liegt im Bundesdurchschnitt gerade noch bei 10%.

Wir müssen ferner feststellen, dass zwar – auch dank der Förderung des Stifterverbands! – Programme für die Hochschulen aufgelegt werden, um ihre gesellschaftliche Verantwortung, ihr Diversity-Management zu fördern.

Aber Programme und Projekte, so wertvoll sie sein mögen, sind noch einmal etwas anderes als eine ausreichende, konstante staatliche Finanzierung im Sinne eines „empowerments“ von Hochschulen und Studentenwerken, um ihrer gesellschaftlichen Verantwortung für alle Gruppen von Studierenden gerecht zu werden.

Meine Damen und Herren, wenn Sie so wollen, stehen meine Thesen unter einer Art Finanzierungsvorbehalt.

Ich habe eingangs gesagt, ich wünsche mir für das Thema Diversität oder Vielfalt der Studierenden halbwegs so viel politische Priorität wie für das Thema Exzellenz. Das meine ich ernst, das ist keine rhetorische Reverenz an diese Tagung oder die Organisationen dieser Tagung.

Ich sehe am Horizont keine Diversitäts-Initiative von Bund und Ländern mit einem Volumen von z. B. 1 Mrd. geschweige denn 2,7 Milliarden Euro.

Aber ich wünsche mir, dass wir die studentische Vielfalt als eine Chance begreifen für diesen Staat, für seine Hochschulen und seine Studentenwerke, und dass wir politisch darauf hinarbeiten, dass dieser Staat seine dafür verantwortlichen Institutionen Hochschule und Studentenwerke so ausstattet, dass sie diese Chance ergreifen können.

Es ist nicht allein eine Frage des Geldes, damit hier keine falschen Zuschreibungen entstehen – aber eben auch.

Es ist auch eine Frage der Haltung, die wir gegenüber den diversen Gruppen von Studierenden einnehmen, und eine Frage, inwieweit gerade die Hochschulen bereit, aber auch in der Lage sind, ihrer gesellschaftlichen Verantwortung diesen Studierenden gegenüber gerecht zu werden.

Nehmen wir diese Verantwortung wahr und nehmen wir sie ernst.

Dankeschön. Jetzt freue ich mich auf Ihre Fragen.